

ALBUM-CHECK I

Klassik

Nuala McKenna (Cello)

„Solo – Sonaten von Kodály, Ligeti, Britten“

Cobra Records/Klassik Center Kassel



Das Alleinsein ist für jeden Musiker die Regel. Wer in seinem Leben seinen Unterhalt mit dem künstlerischen Handwerk des Musizierens verdienen will,

muss von früh an viele Stunden allein mit sich und seinem Instrument verbringen. Üben, üben, üben. Erst später, wenn man es zu einiger Fertigkeit gebracht hat, trifft der heranwachsende Musiker außer seinem Lehrer auch andere Leute zum Musizieren.

Kammermusik, Orchester, die Disziplinen des Teamsports Musik, sie sind auch für viele zum Solisten Geeignete Sehensuchtsorte. Da hat die Reduktion aufs Alleinsein etwas von Askese, Besinnung. Nuala McKenna darf mit ihren 28 Jahren noch als junge Cellistin gelten, die eine mustergültige Karriere hingelegt hat. Hineingeboren in eine deutsch-irische musikalische Familie ist sie das Alleinsein beim Üben gewohnt, ihr großes Talent und ihre hohe Disziplin bringen sie schon im Alter von zwölf Jahren an die Musikhochschule Lübeck, über Freiburg, Basel und Stuttgart gelangt sie zu Thomas Hengelbrocks Balthasar-Neumann-Ensemble für Alte Musik und ist aktuell Solocellistin bei der Kammerphilharmonie Bremen.

In ihrem CD-Debüt besinnt sie sich wieder aufs Alleinsein. „Solo“, so der Titel der von der German Music Foundation ermöglichten Aufnahme, versammelt sie das große Repertoire für Cello allein, das das 20. Jahrhundert nach den allgegenwärtigen Solo-Suiten von Bach hervorgebracht hat. Zoltán Kodály 1915, György Ligeti in den 50ern und Benjamin Britten in seiner 1. Suite von 1964 entdeckten auf geheimnisvoll ineinander verschlungenen Wegen das Cello als Instrument des einsamen Gesangs, dessen Ausdrucksmöglichkeiten den Anstoß gaben, neue Spieltechniken zu erfinden und zu erproben.

Nuala McKenna macht sich mutig auf in die von Volksmelodien gefärbten Abenteuer, die die Komponisten erzählen. Findet sich intensiv ein in die verschiedenen Stile und Formen, singt von Rotz und Wasser, Gewalt und Liebesweh, mit hoher Emotionalität, klar strukturierter Verstand und atemberaubender Technik. Es ist eine Wonne, sie auf dieser Reise zu begleiten. Allein, im Bunde mit der Musik. (ark)

Klassik

Markus Becker (Klavier)

„Solitude – Haydn, Piano Works II“

Cavi/Harmonia Mundi



Der Titel „Solitude“ irritiert: Einsamkeit gehört nicht gerade zu den Attributen, die man mit Joseph Haydn verbindet. Der in Osnabrück geborene und in Hannover lehrende Pianist Markus Becker sieht das anders. Vor vier Jahren empfahl sich der Musiker mit einer Einspielung von fünf Sonaten als Haydn-Interpret, der es an Stilgefühl und pianistischer Delikatesse mit den maßstabsetzenden Interpretationen von Andrés Schiff aufnehmen konnte. Damals ging es ihm darum, das weite, kontrastreiche stilistische Spektrum der im Konzertsaal immer noch nicht angemessen berücksichtigten Klaviermusik Haydns zu demonstrieren.

Im Zeitalter der pandemischen Zurückgezogenheit konzentriert sich Becker nun für sein zweites Haydn-Album auf vier Werke, die den introvertierten Komponisten beleuchten. Zwei Sonaten in Moll und zwei Variationszyklen präsentieren uns Haydn als Musiker jenseits höfischer Eleganz oder des augenzwinkernden Charmes, der lange Zeit eher zu einer Unterschätzung des Komponisten beigetragen hat. Dass Becker die zwölf Variationen in Es-Dur Hob. XVII:3 als Haydns „Goldberg-Variationen“ bezeichnet, mag vermessen klingen. Aber die in sich gekehrte Ruhe, die der Zyklus ausstrahlt, rückt ihn tatsächlich stärker in die Nähe Bachs als die seiner Zeitgenossen. Und der langsame Satz der Sonate in c-Moll Hob. XVI:20 ist nicht weit entfernt von der „Aria“ Bachs. Dass alle vier Werke atmosphärisch ähnlich gestimmt sind, verleitet Becker nicht zu gestalterischer Nivellierung. Im Gegenteil: Er nutzt die uneitle Tonsprache, um noch delikater und ausgefeilter die Feinheiten der Werke zum Klingen zu bringen. Eine Haydn-Edition der Extraklasse. (P. Ob.)

KONTAKT

Kulturredaktion/Magazin

0241 5101-429

Mo.-Fr. 10-18 Uhr

kultur@medienhausasachen.de

In den Tiefen des Regenwaldes

Jean-Michel Jarre „Amazônia“ ist Musik zu sozialkritischen Fotos von Sebastião Salgado

VON MICHAEL LOESL

Jean-Michel Jarre liebt das Besondere, und sein neues Album „Amazônia“ gibt ihm die Gelegenheit, Teil einer allumfassenden Kunstempfindung zu werden. Mal wieder. Das Werk des inzwischen 72-jährigen französischen Komponisten und Elektronik-Musikers weist bekanntlich große Ambivalenzen auf.

Einerseits studierte er unter der Ägide des Musique-Concrète-Theoretikers Pierre Schaeffer in den späten 1960er Jahren die damals avantgardistisch wirkende akustische Musik. Darin treten die Klangerzeuger in den Hintergrund und sind meist auch nicht identifizierbar, wodurch eine Situation des reinen Hörens entsteht. Später, 1983, brachte er aus Protest gegen das Zeitalter der Überinformation, gegen standardisierte Musikwahrnehmung und Übersättigung mit Klängen und Bildern ein Album heraus, von dem es nur ein einziges Vinyl-Exemplar gab. Das zerstörte Jarre umgehend eigenhändig – und natürlich aufmerksamkeitswirksam. „Music For Supermarkets“ nannte er das Kunstobjekt.

Andererseits brachte Jarre seine Musik bei Veranstaltungen zur Aufführung, die keine Konzerte, sondern licht- und tonspiegle Freiluft-Massenspektakel waren. Eine vergleichsweise bescheidene Million Zuschauer zog er etwa 1979 auf die Place de la Concorde in Paris, 1,3 Millionen waren es 1986 im texanischen Houston, 2,5 Millionen kamen 1990 zum Stelldichein in das futuristische Ambiente von La Défense an der Seine, und 3,5 Millionen Schaulustige fanden sich schließlich 1997 zu einer von Jarre Shows der Superlative in Moskau ein.

Dabei musste Jarre seit dem Beginn seiner Karriere eigentlich nichts mehr beweisen! Selten klang musikalischer Fortschritts-glaube so popmusikalisch wertvoll wie 1977, als er von seinem Debütalbum „Oxygène“ zwölf Millionen Einheiten verkaufte. Aber wohin mit der Popularität, die er mit dem Folgealbum „Équinoxe“ noch untermauerte? Spätestens Mitte der 80er Jahre, so schien es, hatte Jarre das Originelle seiner Musik gegen die Unmäßigkeit der besagten Shows eingetauscht.

Das sollte sich ändern, als der brasilianisch-französische Fotograf Sebastião Salgado dem Musiker vor geraumer Zeit von der Idee für eine Ausstellung erzählte: Er wolle die Besucher mit der Schönheit des brasilianischen Amazonas-Regenwalds und zugleich dessen menschengemachter Zerstörung konfrontieren. Dafür schwebte Salgado



Seine Musik verkündet wahlweise Wunder oder Unheil: Der französische Klangkünstler Jean-Michel Jarre.

Foto: Anthony Ghnassia

eine mehrdimensionale Ausstellung vor, in deren Zentrum mehr als 200 Fotografien stehen, die der Friedenspreisträger des Deutschen Buchhandels während eines sechsjährigen Trips durch das Amazonas-Gebiet gemacht hat. Das Herzstück der Ausstellung sollte ein multisensorisches Erlebnis sein, bei dem der Besucher den Amazonas sehen und hören und über die Zukunft der Artenvielfalt und den Platz des Menschen in der Schöpfung nachdenken kann. Salgado, der ein Vertreter der sozialdokumentarischen Fotografie ist, bat Jarre darum, die Ausstellung mittels einer eigens komponierten Klangkreation zu begleiten.

Es brauchte nicht viel Überzeugungsarbeit, um den Herrn über Knöpfchen, Tasten und Kompositionsoftware von der Idee zu begeistern. Jenseits jeglicher Marktgesetze, konnte Jarre seiner Idee von Ausstellungsmusik freien Lauf lassen. Und da er selten ein Freund von Reduktion war, schwebte

ihm prompt eine symphonische Klangarchitektur vor.

Das knapp 52 Minuten umfassende Resultat hätte von einem klischeetiefenden ethnomusikalischen Ansatz geprägt sein können, wenn Jarre Qualitätsbewusstsein nicht nach wie vor intakt wäre. „Genau diesen Ansatz wollte ich vermeiden, denn mit ihm wäre die Komposition zur bloßen Hintergrundmusik geworden“, erklärt er. „Stattdessen habe ich eine Art musikalische Werkzeugkiste mit orchestralen und elektronischen Elementen entwickelt, um das Timbre realistischer Naturgeräusche nachzuahmen. Diese Sounds habe ich mit Umgebungsgeräuschen und Aufnahmen von Stimmen, Liedern und Instrumenten aus dem Tonarchiv des Ethnographischen Museums in Genf verbunden.“

Ganz dem Symphonie-Grundgedanken zugewandt, umfasst „Amazônia“ neun Sätze. Die Suche nach typischen harmonischen und motivischen Merkmalen einer Symphonie läuft beim Lauschen des Albums allerdings beinahe ins Leere. Zwar blinken kleine, wiedererkennbare Themen im Verlauf des Stücks hier und da quasi als Leitfäden auf. Auf den klassischen symphonischen Aufbau verzichtet Jarre jedoch zugunsten feiner Phasenverschiebungen. Die lässt er von Pulsen tragen, denen er trotz ihrer großen Bedeutung scheinbar nebensächliche Wichtigkeit beimisst.

Alle paar Sekunden zirpt ein exotischer Vogel, Gewitter bahnen sich ihre Wege, Holzschellen werden geschüttelt, Feuer lodern und Klagegesänge erklingen, während Synthesizer-Klänge wahlweise Wunder oder Unheil verkünden. Es braucht die Fotos Sal-

gados nicht zwangsläufig, um Jarre Interpretationen der Bilderserie zu verstehen. Dem Weltwunder Amazonas Regenwald nähert er sich behutsam, erzählt in poetischer Tonsprache von dessen Schönheit, und illustriert gleichzeitig mittels reichlich Moll-gefüllter Kontrapunkten deren Bedrohung. Den Zeigefinger erhebt er dabei genauso wenig wie damals, als er mit der verstörenden Schädel-Grafik, die das Cover von „Oxygène“ grafisch ansprechend zierte, auf Umweltzerstörung hinwies.

Lieber setzt er auf akustischen Impressionismus, schafft Stimmungen, die in ihren Ambivalenzen Salgados Fotos ergänzen. „Ich wollte den Regenwald in dieser Musik als fantastische Vorstellung erschaffen“, erzählt Jarre. „Denn der Amazonas hat eine starke mythische Qualität, sowohl für uns Menschen im Westen wie auch für die indigenen Völker Südamerikas. Ich musste zu den Grundprinzipien natürlicher Klangkomposition zurückkehren, um eine Geräuschkulisse zu kreieren, deren Elemente scheinbar willkürlich ineinanderfließen und trotzdem Harmonien und Dissonanzen erzeugen. So wie jede Symphonie oszilliert auch diese Musik zwischen Momenten der Klarheit und Spannung, wie ich finde.“

So kostbar, weil eher sporadisch, lässt Jarre mit „Amazônia“ seine Kreativität klar Richtung Kunstmusik schwingen.



Jean-Michel Jarre „Amazônia“ Columbia/Sony

ZUR PERSON

Jean-Michel André Jarre wurde am 24. August 1948 in der französischen Stadt Lyon als Sohn des Filmmusikkomponisten Maurice Jarre und von Francette Pejot, einer Konzentrationslager-Überlebenden und Widerstandskämpferin gegen die Deutsche Besetzung Frankreichs, geboren. Er lernte als Kind klassisches Piano und malte. Mit 19 spielte er in einer Band Gitarre, nahm aber im Conservatoire de Paris bereits Unterricht in Harmonielehre und Kontrapunkt. Wenig später wurde Pierre Schaeffer sein Mentor.

Die Ausstellung „Amazônia“ mit Fotografien von Sebastião Salgado und der Musik von Jean-Michel Jarre wird bis Ende Oktober in der Philharmonie in Paris gezeigt. Sie soll anschließend noch in Metropolen rund um den Globus zu sehen sein. Bislang stehen São Paulo, Rio de Janeiro, Rom und London auf der Wanderroute der Schau, die auch Filmmaterial zeigt, in dem indigene Bewohner der Amazonas-Region über den dringend nötigen Schutz ihrer Kulturen und Lebensräume sprechen. (ML)

ALBUM-CHECK II

Rock

The Snuts

„W.L.“

Parlophone/Warner Music



Das Debüt des schottischen Quartetts The Snuts liefert sich im Mutterland der Popmusik gerade ein knappes Rennen um die Nummer-1-Platzierung mit Demi

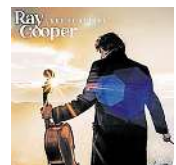
Lovato. Ein neues Musikwunder? Nein, die vier Jungspunde verkörpern quasi alles, wonach die Menschen in England, das momentan von einer bemerkenswerten Form des Deckmantel-Patriotismus vergewaltigt wird, dürsten: einander grenzenlos in den Armen liegen (auch mit Nicht-Briten), Punk als sozialpolitische Haltung, Geschichten über Brummschädel nach durchzechten Nächten und die Chuzpe, als Newcomer zu behaupten, die Rockmusik neuerfunden zu haben. Untermauert wird das viele Zucken, Zetern und Lieben mit großen, hymnenartigen Refrains, die in der Regel da gespielt werden, wo immer noch keiner wieder hindarf. Wenn Glastonbury jedoch 2022 wieder die Pforten aufs Freiluftgelände für ein paar Zehntausend Zuschauer öffnen wird, werden garantiert auch die Großmäuler der Snuts den Pop-Widerstand mitfeiern. (ML)

Folk

Ray Cooper

„Land Of Heroes“

Westpark Music/Indigo



Ray Cooper, ehemals Bassist der Oysterband, die in den 90er Jahren neben den Levellers einen Folkrock-Boom lostrat, besingt auf seinem vierten Soloalbum die ver-

gessenen Helden, die sich keine Verdienstkreuz ans Revers heften können. Dabei schaut er zurück auf die Menschheitsgeschichte, in der Hoffnung, etwas über die Gegenwart zu lernen und sich wiederholende politische Verhaltensmuster zu verstehen. Elf Stücke schrieb Cooper im vergangenen Sommer in einer Waldhütte in Schweden, umgeben von Mandolinen, Bässen, Gitarren und einem Cello. Das besaitete Werkzeug nutzt er, um seine zwischen Al Stewart und Jackie Leven changierende Stimme in Folkweisen zu betten, die einen Bogen zwischen frühem Folkrock der 70er Jahre und Troubadour-Moderne spannen. Von mittelalterlichen Gesellschaftsformen, neuen Nazis auf Schulhöfen und Selfies als Spiegel unseres Größenwahns erzählt er in „The Beast“. Ohne Zeigefinger, aber mit dem Anti-Helden auf den Stimmbändern. (ML)

Jazz

Vijay Iyer Trio

„Uneasy“

ECM/Universal



Der vielgepreisene amerikanische Komponist und Pianist Vijay Iyer betitelt seine neue Trio-Einspielung mit der englischen Vokabel für „bange“, weil er findet, dass

Angst und seltsame Formen der Sozialphobie das Gesellschaftsbild seines Heimatlandes prägen. Mag der Grundgedanke hinter der Freiheitsstatue, die das Cover des Albums zielt, auch längst arg pervertiert worden sein, so setzt Iyer doch mit der angesagten Groove-Eignerin Linda May Han Oh am Kontrabass und Schlagzeuger Tyshawn Sorey auf detailintensive Musik. Damit hebt er quasi en passant alle politischen und sozialen Versuche auf, das Leben und die Kunst mittels Ideologien einzuschränken. Motive harmonischer Schönheit deht das Trio so weit aus, dass auch dissonante Kommentare Plätze einnehmen können, bevor sich die drei Solisten an der gemeinsamen Liebe zur Musik aus Anspannungen und Verdrehern ziehen. Der Angst als Leitmotiv stellen sie schließlich swingend und frei Cole Porters „Night And Day“ entgegen. (ML)

Jazz

Stefano Tamborrino

„Seacup“

Tuk Music/Edel



Der Trompeter Paolo Fresu hat sich vor etlichen Jahren aus dem ewigen Lamento ausgeklinkt, wonach etablierte Plattenfirmen an wirklich origineller Musik vorbeiarbeiteten, und sein eigenes Label gegründet. Seither konnten sich unter seiner Ägide etliche Jazz-Individualisten etablieren. Jüngstes Beispiel: Stefano Tamborrino, Komponist und Schlagzeuger aus der Toskana. Umringt von Saxofon, Kontrabass und drei Streichern, hat er ein Einstiegsalbum aufgenommen, dessen fließende Übergänge von kammermusikalischem Jazzrock zu Elektronik und von toskanischen Volksliedern zu zeitgenössischer Klassik wie zukunftsweisende Wegpfeiler der freien Musik klingen. In den zehn selbstkomponierten Stücken seines Debüts befindet sich Tamborrino obendrein, wie viele seiner Jazzer-Kollegen, auf Verbindungssuche zum Heiligen Geist. Der dürfte seine heilende Hand ob der feinmotorisch artikulierten Anrufung mit Freude in die Richtung des Drummers und seiner Mitmusiker strecken. (ML)